

Herausgeber:

RA Prof. Dr. Andreas Frieser, RA Jan Bittler, RAin und Notarin Ulrike Czubayko, RA Dr. Hans Hammann, RA Dr. Heinz-Willi Kamps, RA und Notar Dr. Hubertus Rohlfing, RA und Notar Ulrich Schellenberg, RA Dr. Wolfram Theiss

Schriftleitung:

RAin Dr. Stephanie Herzog

Aufsätze

Psychologische Aspekte in der anwaltlichen Beratung von Erbengemeinschaften

Prof. Harald A. Euler, Ph.D., Universität Kassel*



Unser evolutionäres Erbe beeinflusst nach wie vor unsere Motivationsstruktur und damit unser Verhalten. Dieses natürliche Erbe äußert sich oft in familiären Konflikten, die in Erbstreitigkeiten in besonderem Maße aufflammen können: Der Konflikt zwischen Anspruch aufgrund von Verwandtschaftsgrad und Anspruch aufgrund von Gegenseitigkeit; der Geschwisterkonflikt, der in der Kindheit um Buhlen elterlicher Zuwendung entsteht und im Erbfall massiv aufbrechen kann; der Geschlechterkonflikt, nach dem Frauen mehr als Männer in elterliche Fürsorge investieren, Männer mehr als Frauen in außereheliche Angelegenheiten; die bevorzugende großelterliche Fürsorge, nach der Großeltern eher geneigt sind, in Kinder von Töchtern als in Kinder von Söhnen zu investieren, und Großmütter, entsprechend dem Geschlechterkonflikt, mehr investieren als Großväter. Eine Kenntnis über diese natürlich vorgegebenen Konfliktstellen kann zu einer vermittelnden anwaltlichen Beratung von Erbengemeinschaften beitragen.

I. Einleitung

Eine Generation von Erben naht, und nur ein Viertel der Erblasser hinterlassen eine letztwillige Verfügung.¹ Da zudem Patchwork- und „Bohnenstangenfamilien“ (viele vertikale, wenige horizontale Verwandte) zunehmen, wird gute anwaltliche Beratung zukünftig vermehrt gefragt sein.

Eine anwaltliche Beratung von Erben kann aufgrund psychologischer Besonderheiten eine sensible Angelegenheit sein.² Die Handlungsfolgen des Erblassers treten typischerweise nicht mehr zu seinen oder ihren Lebzeiten auf. Die Kriterien des Erblassers bei der Erbteilung können komplex und widersprüchlich sein und vergangene Erfahrungen mit Hoffnungen für die Zukunft vermischen. Der Erblasser wird mit seiner vielleicht bislang verdrängten Sterblichkeit konfrontiert, und die Tochter oder der Sohn rücken mit dem elterlichen Erbe in die älteste Generation auf. Die Erbengemeinschaft schließlich ist vielfach eine Zwangsgemeinschaft, so dass man sich in Zeiten der Trauer mit der buckligen Verwandtschaft arrangieren muss. Schwelende familiäre Konflikte können entfachen. Familiäre Konflikte aber sind historisch und kulturell universal, sind eher Regel als Ausnahme und begleiten den Menschen im Lebenslauf. Einige strukturelle Konflikte sind von besonderem Belang für Erbschaftsangelegenheiten, andere treten vermutlich nur selten auf oder haben ein geringeres Störpotenzial im Erbfall.

Verschiedene Konfliktarten sind in Familien systembedingt angelegt, nämlich der Geschwisterkonflikt, der Eltern-Kind-Konflikt, der Geschlechterkonflikt zwischen Mutter und Vater³ und der Konflikt zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern, letztlich besonders zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter.⁴ In jedem dieser Konflikte geht es ur-

sprünglich und letztlich um die Investition von Ressourcen für die Erfüllung des grundlegenden biologischen Imperativs, nämlich die Weitergabe der eigenen Gene. Geschwister konkurrieren um elterliche Investitionen (Fürsorge, Zeit, materielle Zuwendungen). Nachkommen haben unterschiedliche Interessen in Bezug auf elterliche Investitionen als die Eltern selbst. Wenn beide Elternteile in Nachkommen investieren, wie beim Menschen, gibt es einen Interessenkonflikt darüber, wie viel jeder Elter investieren sollte. Da der letzte Akt der Ressourcenvergabe das Testament betrifft, können alle diese Konflikte auch in Erbschaftsauseinandersetzungen auftreten.

Die empirischen Verhaltenswissenschaften haben einige spezielle Beiträge zur Psychologie des Vererbens und Erbens vorgestellt. Einen reichhaltigeren Fundus an Erkenntnissen findet sich aber in den Wissenschaften, die sich allgemein mit familiären Konflikten beschäftigen. Ich stelle einige dieser

* Der Autor ist Professor für Psychologie im Ruhestand und derzeit Gastwissenschaftler an den Universitäten Bochum und Wien. Kontakt: euler@uni-kassel.de. Foto: Uwe Zucchi.

- 1 Frieser, Anwaltliche Strategien im Erbschaftsstreit, 2004.
- 2 Bossong, Erbschaftsaufteilungen, moralisches Verhalten und die Konfrontation mit der eigenen Sterblichkeit, 1999. Gruppendynamik, 30, 93-102; Frieser (Fn. 1).
- 3 Buss, Die Evolution des Begehrens. Geheimnisse der Partnerwahl, 1994, [The evolution of desire: Strategies of human mating, 1994; 2nd, revised ed. 2003]; Parker/Royle/Hartley, Intrafamilial conflict and parental investment: A synthesis, 2002. Philosophical Transactions of the Royal Society of London B, 357, 295-307.
- 4 Euler/Hoier/Rohde, Relationship-specific intergenerational family ties: An evolutionary approach to the structure of cultural transmission, in: Schönpflug (Ed.), Cultural transmission: Psychological, developmental, social, and methodological aspects, 2009, pp. 70-91.

Konflikte nun vor und stütze mich vor allem auf Befunde aus Psychologie und Anthropologie. Meine Perspektive ist dabei die der Evolutionären Psychologie,⁵ die davon ausgeht, dass unser Verhalten auch in modernen Zeiten noch von urchinlichen Anpassungen beeinflusst und unbewusst⁶ gesteuert wird. In der Steinzeit gab es zwar kaum etwas zu vererben, aber Investition in Nachkommen ist ein Phänomen, das alle Tierarten mit elterlichem Fürsorgeverhalten charakterisiert, also die meisten Vogel- und Säugetierarten, im Besonderen *Homo sapiens*. Investition in Nachkommen (d.h. Zeit, kalorische Investition, Inkaufnahme von Risiken) hat immer über Fortpflanzungserfolg entschieden und war deshalb wichtig sowohl für den Investor als auch den Investitionsempfänger. Da wir allesamt Nachkommen von Vorfahren mit Reproduktionserfolg sind, sind die Fragen der optimalen Investitionsaufteilung in Nachkommen und der maximale Investitionsempfang von der älteren Generation von besonderer psychologischer Bedeutung gewesen und sind es auch heute noch. Mit dem Aufkommen von Sesshaftigkeit, der Ansammlung und folglich mit der Möglichkeit der Erblassung von Gütern und Privilegien ist kein neuer Mensch mit neuem Seelendesign entstanden. Die grundlegende Architektur der Psyche entstammt der langen Steinzeit und ist z.T. sogar nicht erst hominides, sondern noch älteres mammalisches Erbe.

II. Verwandtschaft und Altruismus

Schon für Darwin war altruistisches (uneigennütziges) Verhalten rätselhaft. Altruistisches Verhalten verschafft einem anderen Individuum einen Vorteil zum eigenen Nachteil. Wie konnte, wunderte sich Darwin, es überhaupt Altruismus geben, wenn dabei einem anderen Individuum ein Fortpflanzungsvorteil verschafft wird und der Altruist selbst einen entsprechenden Nachteil erleidet? Egoisten, die sich niemals altruistisch verhielten, hätten so über längere Sicht Vorteile in der Weitergabe ihrer Gene, und so müssten die Träger von Genen für altruistisches Verhalten aus dem Genpool verschwunden sein. Aber es gibt überall im Tierreich Altruismus. Murmeltiere stoßen Warnrufe für ihre Artgenossen aus, wenn ein Raubfeind naht. Bodenbrütende Vögel täuschen Verletzungen vor und lenken so nahende Feinde vom Gelege ab, bringen sich damit allerdings auch selbst in Gefahr. Bei staatenbildenden Insekten kommt sogar Kamikaze-Verhalten vor: Soldatinnen bei Ameisen bekämpfen Eindringlinge bis zum Tod. Bienen stechen, wenn Gefahr für den Stock droht, und gehen dabei selbst zu Grunde.

Des Rätsels Lösung erkannte 100 Jahre nach *Darwin* der Evolutionsbiologe *William Hamilton*:⁷ Es geht in der Evolution nicht um das Überleben von Individuen, sondern um die Weitergabe von Replikatoren (Genen). Verwandte teilen sich individualdifferenzierende Gene je nach Verwandtschaftsgrad. Eineiige Zwillinge sind genetisch identisch, leibliche Geschwister teilen sich die Hälfte der individualdifferenzierenden Gene, ebenso Eltern mit ihren Kindern. Großeltern und Enkel haben ein Viertel der Gene gemeinsam, Neffen und Nichten ein Achtel. Wenn ich meinen Verwandten einen Vorteil verschaffe, dient es auch – in Abhängigkeit vom Verwandtschaftsgrad – der Weitergabe meiner eigenen Gene. Den Genen ist es gleichgültig, in welchem Körper sie sich befinden. Sie konstruieren sich Körper als Transportvehikel, um von einer Generation in die nächste zu gelangen.⁸ Der britische Evolutionstheoretiker *John Haldane*⁹ sagte einmal, er würde sein Leben wohl gerne für neun Vettern opfern, nicht

aber für acht Vettern. Acht Vettern sind, genetisch gesehen, gerade soviel von einem selbst wie man selbst ist, aber neun Vettern sind genetisch mehr von einem selbst als man selbst ist. Bei der Evolution kommt es nun mal vor Allem auf das Überleben der Gene an, nicht auf das Überleben von Individuen oder Arten.

Verwandtschaft wurde damit zu einem mächtigen Motivator von tierlichem und menschlichem Verhalten und zu einem Prinzip, das Sozialstrukturen aufbaut und erhält. Wir stammen allesamt von Vorfahren ab, die sich um ihre Nachkommen und sonstigen Verwandten gekümmert haben, die in ihre Nachkommen und Verwandten investiert haben. Zeitgenossen unserer Vorfahren, die eine solche Verwandtenunterstützung unterließen, sind nicht unsere Vorfahren. So wurde das Blut dicker als Wasser.¹⁰ Wir ziehen unsere leiblichen Kinder anderen Kindern vor, wir helfen Verwandten aus der Not, wir bemühen Verwandtschaftsmetaphern, um Solidarität hervorzulocken („Ihr Männer, liebe Brüder ...“). Wir mühen uns ab, in nahe Verwandte Zeit und Gut investieren zu können. Die letzte Investition, die in unseren Händen liegt, ist die Erbschaft. Das Erbschaftsgesetz trägt diesem nepotistischen Prinzip der Verwandtenunterstützung durch die Erbschaftsfolge Rechnung, denn „Das Gesetz, das die Tradition macht, ist das Gesetz der Natur“ (*Euripides*, Die Bacchien).

Eine anscheinende Ausnahme von dem Prinzip der Investition in Verwandte macht das menschliche Leben und so auch das Erbschaftsgesetz: Wir investieren in Ehe- oder Lebenspartner, mit denen wir nicht verwandt sind, sogar nicht verwandt sein dürfen. Aber es ist keine wirkliche Ausnahme, denn mit dem Ehepartner haben wir das gemeinsame Interesse und damit das gemeinsame genetische Interesse an unseren leiblichen Nachkommen.

Vorliegende Daten über die tatsächliche Aufteilung des Vermögens in Testamenten bestätigen die Bedeutung der Verwandtschaftsnähe und die These, dass Investitionen in Nachkommen aus eigenem gen-reproduktiven Interesse erfolgen. In einer ersten Untersuchung¹¹ wurden zufällig ausgewählte Nachlässe in Vancouver, Canada, untersucht. Insgesamt wurden 46 % des Vermögens an Verwandte mit einem Verwandtschaftsgrad von 50 % vererbt, 8 % des Vermögens an Verwandte mit Verwandtschaftsgrad 25 % und knapp 1 % an Verwandte mit Verwandtschaftsgrad 12,5 %. Dabei erhielten Kinder erheblich mehr als Geschwister, nämlich 39 % zu 8 % des Vermögens, obwohl der Verwandtschaftsgrad zu Kindern der gleiche wie zu Geschwistern ist. Dies ist aber evolutionstheoretisch zu erwarten, weil Kinder in der Regel jünger sind als Geschwister und so einen höheren Reproduktionswert haben, also Investitionen mit größerer Wahrscheinlichkeit in

5 Buss, Evolutionary psychology. The new science of mind, 2nd ed. 2004. [dt.: Evolutionäre Psychologie. Pearson Education, 2004].

6 Das Adjektiv „unbewusst“ soll keinerlei Assoziationen mit der Theorie *Freuds* suggerieren und impliziert folglich keine Psychodynamik im Sinne *Freuds*.

7 *Hamilton*, The genetical evolution of social behavior, I, II. *Journal of Theoretical Biology* 1964, 7, 1-52.

8 *Dawkins*, The selfish gene, 2nd ed., 1989. [dt.: Das egoistische Gen, 2. Aufl. 1994].

9 *Haldane*, Population genetics. *New Biology* 1955, 18, 34-51.

10 *Nejehl Lang*, Die Bevorzugung von genetischen Verwandten im Lebenslauf. *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 2004, 35, 115-129.

11 *Smith/Kish/Crawford*, Inheritance of wealth as human kin investment. *Ethology and Sociobiology* 1987, 8, 171-182.

genetische Reproduktion umsetzen können. In einer späteren, methodisch strengeren Untersuchung,¹² ebenfalls in Vancouver, aber mit einer anderen Stichprobe an Nachlässen, konnten diese Befunde im Großen und Ganzen repliziert werden.

Nun helfen wir Menschen aber nicht nur unseren Verwandten. Wir schlagen dem Nachbarn ungern eine Bitte ab, wir packen an, wenn Not am Mann ist, wir spenden für gute Zwecke statt das Geld in unsere Kinder oder in weitere Frauen zu investieren. Für Menschen typisch ist neben dem Verwandten-Altruismus der reziproke Altruismus,¹³ also die Unterstützung auf Gegenseitigkeit. Kratz Du meinen Rücken, so kratz ich Dir deinen. Eine solche Kooperation ist zum gegenseitigen Nutzen. Die Unterstützung auf Gegenseitigkeit ist im Tierreich sehr selten, aber typisch für den Menschen. Homo sapiens ist für den reziproken Altruismus geistig gut ausgestattet. Wir können uns an die Vergangenheit erinnern und uns die Zukunft vorstellen. Wir können so eine Bilanz der gegenseitigen Hilfeleistungen ziehen und wissen, wann wir dankbar sein sollten und von wem wir eine Gegenleistung erwarten können. Außerdem fällt es uns leicht, soziale Trittbrettfahrer zu identifizieren, die versuchen, Vorteile zu ergattern, ohne die erforderlichen Gegenleistungen zu erbringen.¹⁴

Die dritte Form des Altruismus sind die Freundlichkeiten zum Zweck des Statusgewinns: Zu helfen und dies zu zeigen hebt die soziale Anerkennung, die ihrerseits wiederum immer höchst fortpflanzungsdienlich gewesen ist.

III. Die vier Grundformen der Sozialbeziehungen

Aus der funktionalen Unterschiedlichkeit von Verwandtenaltruismus und reziprokem Altruismus können Konflikte entstehen, und dies besonders bei Erbgemeinschaften. Zur Verdeutlichung des Konfliktpotenzials sollen zuerst die vier Grundformen von Sozialbeziehungen dargestellt werden, wie sie von verschiedenen Sozialtheoretikern ausgearbeitet und von dem amerikanischen Anthropologen Alan Fiske¹⁵ prägnant umrissen wurden.

In allen Kulturen verwenden Menschen vier Modelle oder Muster, um soziale Interaktionen und Transaktionen zu gestalten und zu deuten, jede mit ihren eigenen psychologischen Regeln. Die vier Muster sind gemeinschaftliches Teilen (*communal sharing*), Autoritätsrangfolge (*authority ranking*), Gleichheitsabstimmung (*equality matching*) und Marktpreisfindung (*market pricing*).

Beim gemeinschaftlichen Teilen wird nicht darauf geachtet, wer wie viel nimmt und wie viel beiträgt. Wichtig sind die Zugehörigkeit zur Gruppe und ein starkes Gruppengefühl. Altruismus innerhalb der Gruppe wird als Selbstverständlichkeit genommen. Eine Person muss nicht etwas beitragen, bevor sie etwas bekommt. Die Mitgliedschaft in der Gruppe reicht aus, um die Ressourcen der Gruppe zu nutzen. Eine Unausgewogenheit auf längere Sicht verletzt nicht das Beziehungsgefüge. Aber jedes Gruppenmitglied hat die Verpflichtung, mit anderen Gruppenmitgliedern Ressourcen zu teilen, die benötigt oder nachgefragt werden. Es gibt keine individuellen Anteile an den Ressourcen. Dieses Muster kennzeichnet die Interaktionen innerhalb der Familie oder engen Verwandten („Familie ist, wo sich jeder ungefragt was aus dem Kühlschrank nehmen kann“). Es ist damit das dominierende Muster für Sammlerinnen-und-Jäger-Kulturen, deren Gemeinschaft aus einer relativ kleinen, abgeschlossenen Gruppe mit engen ver-

wandtschaftlichen Banden besteht. Die Verwandtschaftsbande halten die Gruppen zusammen. Wird die Gruppe zu groß und werden die Verwandtschaftsgrade entsprechend gering, dann können Konflikte nicht mehr angemessen reguliert werden und führen zur Aufspaltung der Gruppe.

Bei der Autoritätsrangfolge haben die Mitglieder Rechte gestuft nach Rang. Dominante Mitglieder haben vorrangigen Zugriff auf Ressourcen, niederrangige Mitglieder müssen sich mit dem Rest begnügen.

Die Gleichheitsabstimmung kennzeichnet die häufigste Form des Tausches. Man gibt etwas und erhält Gleiches oder Gleichwertiges zurück, oft zu unterschiedlichen Zeitpunkten. Schulden und Guthaben werden durch Addition und Subtraktion bestimmt. Diese Transaktion auf Wie-du-mir-so-ich-dir-Gegenseitigkeit ist die ursprüngliche Form des Handelns und der Kern unseres intuitiven Wirtschaftsverständnisses.¹⁶

Die Marktpreisfindung schließlich ist das Prinzip der modernen Wirtschaft, bei der Preise, Löhne und Zinsen nach Verhältnismäßigkeit bestimmt werden. Der Marktpreis bestimmt das Verhältnis, in dem Güter ausgetauscht werden.

Wenn Menschen unterschiedliche Vorstellung davon haben, welches Muster für eine bestimmte Beziehung gilt, kann es blankes Unverständnis, akute Verstimmung, gar offene Feindseligkeit zur Folge haben. Der Gastgeber würde es als Affront empfinden, wenn der Gast anböte, für das Abendessen zu bezahlen, aber der Gastgeber dürfte erwarten, würdig für eine eventuelle Gegeneinladung zu sein. Wenn ein untergebener Mitarbeiter aufgrund von ausgleichender Gerechtigkeit vom Chef forderte, für die nächste Zeit sein kleineres Arbeitszimmer mit dem größeren Zimmer des Chefs zu tauschen, wäre der Chef erbost ob dieser Frechheit. Oder stellen sie sich vor, eine Frau plant, Kinderpullover zu stricken, um sie auf dem Weihnachtsmarkt zu verkaufen. Sie benötigt 20 Arbeitsstunden für einen Pullover, denkt sich einen billigen und gerechten Stundenlohn aus, sagen wir 5 € pro Stunde, und kommt so auf einen „gerechten“ Preis von 100 € für einen Pullover. Aber auf dem Markt findet sie niemanden, der bereit ist, mehr als ein Zehntel dieses vorgestellten Preises zu bezahlen! So muss sie denken, die Marktbesucher seien extrem geizig und ausbeuterisch.

Jedes der vier Transaktionsmuster hat eine eigene Psychologie mit jeweils eigenen Gerechtigkeitsvorstellungen und wird, kulturell teilweise unterschiedlich, für bestimmte soziale Situationen als geboten bewertet. Innerhalb der engen Familie und enger Freundschaften gilt das gemeinschaftliche Teilen, in hierarchischen Organisationen die Autoritätsrangfolge, unter Bekannten – solange es schatten- und naturalienwirtschaftlich bleibt – die Gleichheitsabstimmung und in der öffentlichen Marktwirtschaft die Marktpreisfindung.

12 Webster/Bryan/Crawford/McCarthy/Cohen, Lineage, sex, and wealth as moderators of kin investment. *Human Nature* 2008, 19, 189-210.

13 Trivers, The evolution of reciprocal altruism. *Quarterly Review of Biology* 1971, 46, 35-57.

14 Cosmides/Tooby, Cognitive adaptations for social exchange, 1992, in: Barkow/Cosmides/Tooby (Eds.), *The adapted mind. Evolutionary psychology and the generation of culture*, pp. 163-228.

15 Fiske, The four elementary forms of sociality: Framework for a unified theory of social relations. *Psychological Review* 1992, 99, 689-723.

16 Pinker, *The blank slate: the modern denial of human nature*, 2002. [dt.: Das unbeschriebene Blatt. Die moderne Leugnung der menschlichen Natur, 2003].

Bei Erbschaftsaufteilungen können besonders zwei dieser Muster kollidieren, nämlich das gemeinschaftliche Teilen nach Verwandtschaftsgrad und die Gleichheitsabstimmung nach Gegenseitigkeit, also Verwandtschaft gegen Beiträge auf Gegenseitigkeit. Verwandte gleichen Verwandtschaftsgrades, etwa leibliche Kinder, werden in der Regel gleich gestellt unabhängig von ihren Verdiensten um das Wohlergehen des Erblassers. Verwandte unterschiedlichen Verwandtschaftsgrades werden je nach Verwandtschaftsgrad unterschiedlich gestellt. Unverwandte aber werden nach ihren vergangenen Beiträgen für den Erblasser bemessen.

Der prototypische Konfliktfall ist bekannt:¹⁷ Die Gattin verstirbt, der Gatte ist Alleinerbe. Er beginnt eine neue Beziehung und würdigt in besonderem Maße die Fürsorge und/oder die intime Zuwendung der neuen Partnerin in seinem Alter, während seine leiblichen Nachkommen ihm nur einen gelegentlichen Besuch abstatten. Die Konflikte ergeben sich aus folgenden Konstellationsmerkmalen: Die leiblichen Kinder verstehen sich als Wir-Gemeinschaft, die unzulässige Zugriffe von außen, also vom Finanzamt und/oder von der Partnerin des Verstorbenen, abzuwehren hat. Dabei schweiß der Feind von außen die Binnengruppe zusammen und stellt eventuelle Zwistigkeiten innerhalb der Familie in den Hintergrund. Die späte Partnerin des Erblassers ist ein Eindringling von außen. Aus der Sicht der Angehörigen ist die Zuwendung des Vaters an die Partnerin unberechtigt, Verrat an der Mutter, Erbschleicherei, Ausnutzung der Altersdemenz des Erblassers. Aus der Sicht der Partnerin und der Perspektive der Gegenseitigkeit ist die Zuwendung an den missratenen Sohn weggeworfenes Geld, um das sie betrogen wird. Schließlich mögen die Nachkommen, möglicherweise besonders die Töchter, die späten Motive des alten Vaters falsch deuten und sich nicht vorstellen können, dass ein älterer Herr durchaus auch noch eine erotische Bereicherung seines Lebensabends goutieren kann und ein zweiter Frühling sehr spät kommen kann.

Für die anwaltliche Beratung der Erbengemeinschaft scheint die Erkenntnis wichtig, dass es sich in einem solchen Fall um systemimmanente Konflikte handelt, die zwar nicht obligatorisch, aber dennoch häufig vorkommen. Meine vorsichtige Empfehlung, zugegebenermaßen aus praxisferner Sicht, ist folgende und eher eine Empfehlung der Auslassung. Die wunden Punkte sollten als systemisch bedingte Konflikte dargestellt werden und nicht individualisiert oder gar pathologisiert werden. Der zentrale Konfliktauslöser liegt im Gegensatz von Familie zu Gegenseitigkeit. Der Konfliktauslöser wird damit aus der Erbengemeinschaft externalisiert, was eine Konfliktbeilegung erleichtert. Die Natur ist so, wie sie ist, das Gesetz ist so wie es ist, und das Wetter müssen wir auch hinnehmen. Wir müssen eben mit den Karten spielen, die uns ausgeteilt werden, und in jedem einzelnen Spiel ist das System der Kartenvergabe unfair. Der Feind ist woanders, und wir machen nun das Beste daraus! Der Anwalt oder die Anwältin sollte sich nicht auf die Neigung der Klienten einlassen, die Probleme vorrangig individuellen Eigenschaften zuzuschreiben, oder gar das verminten Terrain der Psychologisierung oder Psychoanalyse betreten.

Welches Gewicht spielen Verwandtschaft und Gegenseitigkeit, wenn der Erblasser oder die Erblasserin das Vermögen aufteilt? *Bossong* und *Nussbeck*¹⁸ haben dies experimentell untersucht, indem sie Personen baten, sich in die Rolle eines Erblassers zu versetzen. Je enger der Verwandtschaftsgrad (hier Sohn/Tochter, Nefte/Nichte, nicht verwandt), desto

höher die Zuwendung, wie erwartet. Personen, die sich um den Erblasser gekümmert haben, erhalten aufgrund dieses Beitrags höhere Zuweisungen als Personen, die sich nicht gekümmert hatten, ebenfalls wie erwartet. Die Auswirkung dieses Beitrags auf die Zuwendungshöhe variierte mit dem Verwandtschaftsgrad: Bei den engen Verwandten machte die vorherige Fürsorglichkeit den geringsten Unterschied im Erbschaftsvolumen aus, bei den unverwandten Personen den größten Unterschied.

IV. Geschwisterkonflikt

Auf den ersten Blick scheint es widersprüchlich: Einerseits sind Verwandtschaftsbande fest, dauerhaft, unkündbar und belastbar. Sie stellen emotionale Nähe her und fördern eine Solidarität, die bei allen Tierarten, in allen menschlichen Kulturen und zu allen historischen Zeiten das Fundament des Gemeinwesens bildet. Die Geschwisterbeziehung ist zudem neben der Eltern-Kind-Beziehung nicht nur die genetisch engste Beziehung, sondern sie ist auch die längste und überdauert oft ein ganzes Leben. Andererseits kennen wir aus eigener Erfahrung Rivalität und Neid zwischen Geschwistern. Die biblische Schöpfungsgeschichte berichtet von Brudermord, das Neue Testament erzählt im Gleichnis vom verlorenen Sohn von Bruderneid. Zwar ist die Tötung eines Geschwisters selten im Vergleich zu anderen Tötungsdelikten, aber aggressive Auseinandersetzungen zwischen Geschwistern stellen die häufigste Form von nicht-tödlicher innerfamiliärer Gewalt dar.¹⁹

Wie ist Geschwisterneid mit Verwandtensolidarität vereinbar? Wie ist das Paradox erklärbar, das in einem bengalischen Sprichwort ausgedrückt wird: *There is no friend like a brother, and there is no enemy like a brother*. Der Grund ist schlicht und dreifaltig: (1) Junge Geschwister konkurrieren um ein und dieselbe begrenzte Ressource, nämlich elterliche, meist mütterliche Zuwendung.²⁰ (2) Diese elterliche Zuwendung war in unseren angestammten vergangenen Umwelten, in denen unsere Psyche gestaltet wurde und in denen die Kindersterblichkeit hoch war, insbesondere im frühesten Kindesalter überlebensnotwendig. (3) Geschwister verbringen in ihrer Kindheit einfach viel Zeit zusammen, so dass sich viele Gelegenheiten für Konflikte um Ressourcen ergeben.

Vollgeschwister sind zwar eng miteinander verwandt und von daher sich einander zugetan, aber wenn es darum geht, überlebensnotwendige Investitionen zu bekommen, ist das Hemd (Selbst) näher als der Rock (Geschwister). Nach außen, im Umgang mit nicht verwandten oder weniger verwandten Personen treten Geschwister eher solidarisch auf, aber im Binnenverhältnis müssen sie ein Nullsummenspiel austragen. Dieses Prinzip ist in einem arabischen Sprichwort verdeutlicht: „Ich gegen meinen Bruder; ich und mein Bruder gegen unsere Vettern; ich, mein Bruder und unsere Vettern gegen die, die nicht mit uns verwandt sind; ich, mein Bruder, Vettern und Freunde gegen unsere Feinde im Dorf; unser Dorf gegen das andere Dorf.“

¹⁷ Vgl. Fn. 1, S. 12-13.

¹⁸ *Bossong/Nussbeck*, Konflikte bei Erbschaftsaufteilungen: Verwandtschaft, Beiträge und Aufteilungspräferenzen. Zeitschrift für Sozialpsychologie 2004, 35, 143-156.

¹⁹ *Wiebe*, Sibling abuse, 1997.

²⁰ *Michalski/Euler*, Sibling relationships, 2007, in: C. Salmon/Shackelford (Eds.), Family relationships: an evolutionary perspective, pp. 185-204.

Halbgeschwister sind einander anscheinend schon weniger zugetan als Vollgeschwister. US-amerikanische Forscher²¹ untersuchten die Geschwistersolidarität zwischen Voll- und Halbgeschwistern in polygamen Familien einer fundamentalistischen Mormonensiedlung im Südwesten der USA. Die religiöse Ideologie dieser Sekte unterscheidet nicht zwischen Voll- und Halbgeschwistern und fordert Gleichbehandlung. Trotz dieser Ideologie zeigte sich an vielen Beispielen (Geschenke, Bitten um Babysitten, Bevorzugungen, Gefühl der Nähe, Besuch bei persönlichen Festanlässen) eine größere Solidarität zwischen Vollgeschwistern als zwischen Halbgeschwistern.

Die geschwisterliche Konkurrenz um elterliche Zuwendung ist so allgemein, dass sie bei vielen Brutpflegenden Tierarten beobachtbar ist. Junge Nestlinge versuchen bei Ankunft des Elternvogels die Nestpartner zu verdrängen und mit weit trichterförmig geöffnetem Schnabel zu übertrumpfen, um vorrangig gefüttert zu werden. Selbst systematischer Geschwistermord ist bei einigen Vogelarten (bestimmten Reihern und Greifvögeln) belegt; das zuerst geschlüpfte Tier tötet das später geschlüpfte Geschwisterküken.

Wenn die Geschwister nicht alle gleichzeitig in einem Wurf oder Gelege geboren werden, sondern nacheinander, dann konkurriert ein kleines Kind sogar mit einem jüngeren Geschwister, das noch nicht geboren ist. Kleine Kinder in den ersten Lebensjahren wenden unbewusste Strategien an, um die Neuankunft eines weiteren Geschwisterchens zu vermeiden oder wenigstens hinauszuzögern. Wenn bspw. die Eltern Zärtlichkeiten austauschen, mischt sich das Kind gerne dazwischen und drängt den Vater ab. Das Kind will nicht abends alleine in seinem Zimmer schlafen, sondern die Mutter soll möglichst lange dabei sein. Wenn die Mutter geht, kommt manches Kleinkind zurück und verlangt erneut nach der Mutter. Es will am liebsten im Bett der Mutter schlafen, und zwar in der Mitte, um nämlich eine elterliche Vereinigung zu verhindern. Wird trotz alledem ein Geschwisterchen geboren, dann ist das Kind typischerweise nicht erfreut, dass es nun vom Schoß der Mutter entthront wird. Es zeigt sog. regressive Verhaltensweisen, das heißt, es fällt in ein früheres Entwicklungsstadium zurück, um damit der Mutter kund zu tun, dass es selbst noch ein Baby ist und die Zuwendung der Mutter nicht mit dem Neugeborenen teilen will.²² Das Neugeborene wird verachtet, vielleicht sogar gepiesackt. Mir ist ein Fall bekannt, wo ein Kleinkind das neugeborene Geschwisterchen mit Nähnadeln gestochen hat. Und wenn das jüngste Geschwisterchen stirbt, ist es nicht ungewöhnlich, dass das nächstältere Kind Freude zeigt statt Trauer. Das soeben beschriebene Phänomen ist von Freud als Ödipus-Konflikt beschrieben worden. Ausgehend von der abwegigen Feststellung, der kleine Junge wolle mit seiner Mutter sexuell verkehren, nahm Freud an, dass es sich dabei um einen sexuellen Konflikt handele. Tatsächlich ist es ein Konflikt um mütterliche Zuwendung²³ und damit reproduktionsrelevant im Sinne des eigenen Überlebens und der späteren Weitergabe der eigenen Gene.

In Sammlerinnen- und Jäger-Kulturen überdauert der Geschwisterkonflikt typischerweise nicht die Kindheit, weil ab dem Jugendalter elterliche Zuwendung weniger überlebensnotwendig ist und so zur eigenen genetischen Replikation entsprechend weniger beiträgt. Mit dem Aufkommen der Sesshaftigkeit und der Ansammlung von Besitz bleibt die Frage

der Verteilung des Besitzes auf die Nachkommen bedeutsam, besonders dann, wenn das Erbe unteilbar ist. Die Primogenitur (Vorzugsrecht des Erstgeborenen) vermeidet die Aufteilung, unterbindet aber nicht den Neid des oder der Spätergeborenen auf den Erstgeborenen. So verwundert es nicht, dass in ursprünglichen Sammlerinnen- und Jäger-Kulturen Geschwistermord unbekannt ist, in pastoralen Kulturen jedoch (wie die Hebräer im Alten Testament), wo sich Landbesitz in Reproduktions-Chancen übersetzt, Bruderzwist bis hin zu Brudermord belegt ist.²⁴

In unseren modernen Gesellschaften ist genetische Reproduktion nicht mehr vorrangiges Ziel, und etwas mehr oder weniger elterliche Zuwendung ist unerheblich für die Weitergabe der Gene geworden. Aber die Evolution hat uns Motivationsstrukturen mitgegeben, die so wirken, als lebten wir noch in angestammten Kulturen mit natürlicher Fortpflanzung, als würden die elterliche Investition nach wie vor unser Überleben maßgeblich bestimmen. Wir handeln unbewusst eben immer noch nach steinzeitlichen Überlebens- und Fortpflanzungsregeln; so auch Geschwister, die sich um Erbschaftanteile streiten, die elterliche Zuwendungen schon zu Lebzeiten gegeneinander aufrechnen und sich darüber wie Kinder in die Haare geraten.

Selbst wenn Menscheneltern ihre Nachkommen fair und gleich behandeln, wovon wir in konkreten Fällen nicht ausgehen können, wie wir gleich sehen werden, so ist eine ungleiche Investition in Nachkommen systembedingt und schlechterdings unvermeidbar.²⁵ Da Kinder mit Ausnahme von Zwillingen in zeitlichem Abstand geboren werden, ergibt sich die Ungleichbehandlung aus der Geburtsreihenfolge und der Notwendigkeit, dass die erforderliche elterliche Investition mit dem Kindesalter abnimmt. Das erstgeborene Kind erhält bis zur Ankunft des nächstgeborenen Kindes die ungeteilte Aufmerksamkeit. Mittelgeborene Kinder („Sandwichkinder“) müssen von Anfang an elterliche Aufmerksamkeit mit Geschwistern teilen. Sie müssen sich neue Nischen suchen, in denen sie im sozialen Wettbewerb bestehen, statt dem älteren Geschwister nachzueifern und wegen Altersunterschieden nicht gleichziehen zu können. Das letztgeborene Kind wiederum hat einen Vorteil, weil es die letzten elterlichen Investitionen bevorzugt oder allein vereinnahmen kann.

Diese Geburtsrangeffekte zeigen sich, wenn auch meist eher schwach, in Persönlichkeitsunterschieden²⁶ und vor allem in Einstellungen zur Familie.²⁷ Erstgeborene sind verantwortungsbewusster, neigen eher zu konservativen Einstellungen,

21 *Jankowiak/Diderich*, Sibling solidarity in a polygamous community in the USA: Unpacking inclusive fitness. *Evolution and Human Behavior* 2000, 21, 125-139.

22 *Dunn/Kenrick*, Siblings, 1982.

23 *Trivers*, Parental investment and sexual selection, 1972, in: *Campbell*, Sexual selection and the descent of man 1871 – 1971, pp. 136-179.

24 *Daly/Wilson*, Homicide, 1988.

25 *Hertwig/Davis/Sulloway*, Parental investment: How an equity motive can produce inequality. *Psychological Bulletin* 2002, 128, 728-745.

26 *Sulloway*, Birth order and evolutionary psychology: A meta-analytic overview. *Psychological Inquiry* 1995, 6, 75-80; *Sulloway*, Born to rebel: Birth order, family dynamics, and creative lives, 1996. [dt.: Der Rebell der Familie: Geschwisterivalität, kreatives Denken und Geschichte, 1997].

27 *Salmon/Daly*, Birth order and familial sentiment: Middleborns are different. *Evolution and Human Behavior* 1998, 19, 299-312; *Salmon*, Birth order and relationships. Family, friends, and sexual partners. *Human Nature* 2002, 14, 73-88.

zur Identifizierung mit den Eltern und mit anderen Autoritätspersonen. Mittelgeborene sind rebellischer und offener für neue Erfahrungen. Vor allem hegen sie im Mittel weniger Familiensinn als Erstgeborene und identifizieren sich weniger als Erstgeborene mit den Normen und Werten der Familie.

Mehr mittelgeborene als erst- oder letztgeborene US-amerikanische Studenten berichteten, dass sie von ihren Eltern während des Studiums nicht finanziell unterstützt wurden.²⁸ Selbst wenn diese Berichte nur subjektive Wahrnehmungsverzerrungen sein sollten, so fühlen sich Mittelgeborene doch benachteiligt. Gerade Wahrnehmungsverzerrungen über vergangene elterliche Begünstigungen dürften der Grund für besonders hartnäckige Streitereien und wegen ihrer Subjektivität schwer zu widerlegende Behauptungen sein.

V. Geschlechterkonflikt

Bei der grundlegenden biologischen Aufgabe, Gene zu hinterlassen, stehen der Frau und dem Mann unterschiedliche strategische Optionen zur Verfügung. Die obligatorische Mindestinvestition in eine Reproduktion ist bei der Frau ungleich höher als beim Mann. Wie alle Säugetiere muss die Frau in Partnersuche, Partnerwahl, Kopulation, eine lange Schwangerschaft und danach noch einige Jahre intensiver Fürsorge investieren, letzteres zumindest in der angestammten Umwelt. Der Mann hingegen kann nach der Kopulation die Frau verlassen und hat, je nach Umständen, dennoch seine Gene hinterlassen. Wenn also eine Frau möglichst viele Enkel hinterlassen will, muss sie mütterliche Fürsorge maximieren. Der Mann hingegen kann väterliche Fürsorge maximieren, aber zusätzlich oder stattdessen kann er, verzeihlich salopp gesprochen, Frauen maximieren. Daraus ergeben sich Partnerschaftskonflikte, die uns alle bekannt und empirisch gut belegt sind.²⁹ Frauen kümmern sich viel oder ausschließlich um die kleinen Kinder, Männer wenig oder gar nicht, trotz ehrlicher und wohlgemeinter ursprünglicher Absichtserklärungen über gleich verteilte Pflichterfüllung.³⁰ Auch massiver ideologischer oder gesellschaftlicher Druck und finanzielle Anreize können diese Ungleichverteilung nicht dauerhaft beseitigen.³¹ Frauen gewichten die Bedeutung von Liebe im Vergleich zu Sex anders als Männer. Um eine Frau zu einem Seitensprung zu bewegen, muss er ein *besserer* Mann sein; für einen Mann reicht es oft aus, dass es nur eine *andere* Frau ist. Eine Frau wird besonders eifersüchtig, wenn sich ihr Mann in eine andere Frau verliebt, ein Mann wird besonders eifersüchtig, wenn seine Frau mit einem anderen Mann Sex hat. Männer konsumieren Pornografie, Frauen stattdessen Liebesromane. Männer denken täglich, Frauen gelegentlich an Sex. Bei einer neuen Bekanntschaft wollen Männer Sex am liebsten heute oder spätestens morgen, Frauen sind zurückhaltender und zögerlicher. Männer haben Sexualphantasien mit vielen anonymen Frauen, Frauen haben stattdessen eher erotische Phantasien mit einem Mann, und zwar mit ihrem eigenen Mann. Diese Beispiele ließen sich fortsetzen und mit einer Fülle von empirischen Untersuchungen belegen.

Dieser sexualstrategische Partnerschaftskonflikt schwappt auch in Erbschaftsangelegenheiten hinein. Wie wird das Erbe vom Erblasser aufgeteilt, wenn dieser vom Ehegatten und von Kindern beerbt wird? Hier gibt es deutliche Unterschiede zwischen Mann und Frau, die in verschiedenen Studien belegt werden konnten.³² Männer hinterlassen einen größeren Anteil ihrer überlebenden Gattin und dafür weniger den Kindern,

während Frauen einen größeren Anteil den Kindern überlassen auf Kosten der Erbschaft für den überlebenden Gatten. Die Attraktivität von Männern ist mehr an Ressourcenverfügbarkeit gebunden und weniger an das Alter, als dies bei Frauen der Fall ist. Ein älterer Mann kann also zusätzliche Ressourcen eher in weitere Reproduktions-Chancen übersetzen als eine ältere Frau. So ist verständlich, dass Frauen ihren überlebenden Männern weniger trauen, die Erbschaft zum Nutzen der gemeinsamen Kinder zu verwerten, als Männer in vergleichbarer Position ihren Frauen trauen. Diese Diskrepanz kann zu Enttäuschungen und Missmut führen. Hierzu sind anscheinend keine empirischen Daten verfügbar, aber Mutmaßungen liegen nahe und sind theoretisch begründbar.

Das Misstrauen der Ehefrau kann durchaus gerechtfertigt sein, selbst wenn der Ehegatte in der Vergangenheit nicht schon Geld und Zeit in außereheliche Affären investiert hat. Männer konnten in angestammten Umwelten immer leichter Ressourcen in Fortpflanzungschancen übersetzen als Frauen. Wir verfügen zwar nun über Empfängnisverhütung und hegen nicht mehr das Interesse, möglichst viele Nachkommen zu hinterlassen, aber die Mittel, mit denen die genetische Replikation in der Vergangenheit bewerkstelligt wurde, treiben Männer immer noch an. Soziale und materielle Ressourcen eröffnen auch heute noch sexuelle Zugänge. Die evolutionär angelegte Neigung der Männer, die Weitergabe ihrer Gene durch Maximierung von Frauen auf Kosten von parentalen Investitionen zu maximieren, ist geblieben. Verwende ich das stattliche Haus sozusagen als Brautpreis für eine neue jüngere Frau? Bei Männern fällt die Entscheidung eher für eine neue Partnerin aus als im vergleichbaren Fall bei der Ehegattin für einen neuen Lebenspartner. Die Wahrscheinlichkeit einer Wiederheirat ist für Männer größer als für Frauen, besonders für Männer mit großen sozioökonomischen Ressourcen.

Wie Männer, selbst ältere Männer, die für ihre Nachkommen vorgesehenen Ressourcen außerfamiliär verschleudern können, wurde in einer Untersuchung von *Esther Duflo*³³ deutlich. Die Regierung der Republik Südafrika erhöhte zum Zweck der Rassengleichheit drastisch die öffentlichen Zuwendungen zu mittellosen älteren Personen, die dann 1993 vergleichsweise hohe Beträge erhielten, nämlich das doppelte des mittleren (Median) Pro-Kopf-Einkommens in ländlichen Gebieten. Viele der Begünstigten waren Großeltern, die mit ihren Enkeln in sog. *skip-generation* Haushalten lebten, in denen die Eltern andernorts lebten und arbeiteten. Die Autorin überprüfte die Auswirkung dieser

28 Kennedy, Middleborns' perceptions of family relationships. *Psychological Reports* 1989, 64, 755-760.

29 Buss (Fn. 3); Symons, *The evolution of human sexuality*, 1979.

30 Rhoads/Rhoads, Gender roles and infant/toddler care: male and female professors on the tenure track. *Journal of Social, Evolutionary, and Cultural Psychology* 2012, 6, 13-31.

31 Rhoads, *Taking sex differences seriously*. 2004; Spiro, *Gender and culture: Kibbutz women revisited*, 1979.

32 Bossong, Gender and age differences in inheritance patterns: Why men leave more to their spouses and women more to their children. An experimental analysis. *Human Nature* 2001, 12, 107-122; Judge, American legacies and the variable life histories of women and men. *Human Nature* 1995, 6, 291-323; Judge/Hrdy, Allocation of accumulated resources among close kin: Inheritance in Sacramento, California, 1890-1984. *Ethology and Sociobiology* 1992, 13, 495-522.

33 Duflo, Grandmothers and granddaughters: Old age pensions and intra-household allocation in South Africa. *World Bank Economic Review* 2003, 17, 1-25.

Zuwendungen auf das Körpergewicht der Enkelkinder und fand zu ihrer Überraschung, dass sich nur die Zuwendungen an Großmütter, und nicht an Großväter, im Gewicht der Enkel widerspiegelten, und dann nur im Gewicht von Enkelöchtern! Die Autorin fragte sich, warum Großmütter Enkelöchter bevorzugen. Im nächsten Abschnitt wird die Antwort erklärt: Großmütter mütterlicherseits sind die verlässlichsten Investoren in Nachkommen, und arme Großmütter bevorzugen Enkelöchter, in Übereinstimmung mit dem Trivers-Willard-Prinzip.

VI. Elterliche und großelterliche Investitionspräferenzen

Bislang sind wir der Einfachheit halber davon ausgegangen, dass Menschen gleichermaßen in ihre Kinder oder Enkelkinder investieren und nicht systematisch den einen Nachkommen vor einem anderen bevorzugen. Wir wissen allerdings, dass es oft Lieblingskinder und Lieblingsenkel gibt, die besondere Zuwendung genießen. Aber neben diesen individuellen Bevorzugen werden auch bestimmte Nachkommen systematisch bevorzugt. Diese systematischen Bevorzugen ergeben sich, weil die Investition in Nachkommen eine begrenzte Ressource ist und ihre genreproduktive Wirkung zweckmäßigerweise maximiert wird. Jedenfalls stammen wir von Vorfahren ab, die nicht nur in Nachkommen investiert haben, sondern dies auch optimal taten, denn in der Evolution verdrängen optimale Investoren langfristig suboptimale Investoren.

Aus den vielen Bedingungen, die eine elterliche Bevorzugung bestimmter Kinder verursachen, sind einige offensichtlich, etwa die Bevorzugung leiblicher Kinder gegenüber Stiefkindern.³⁴ Adoptivkinder scheinen wie eigene leibliche Kinder behandelt zu werden, solange sie Kinder sind und wenn nicht gleichzeitig leibliche Kinder existieren. Ob Adoptivkinder auch im Erwachsenenalter noch die gleiche elterliche Zuwendung genießen wie leibliche Kinder, z.B. bei Erbschaften, scheint unklar, weil empirische Befunde fehlen. Aus weiteren Bedingungen für eine systematische Bevorzugung möchte ich zwei auswählen, die für Erbschaftsangelegenheiten bedeutsam sein könnten: die Vaterschaftsungleichheit und die Bevorzugung eines Nachkommengeschlechts nach dem Trivers-Willard-Prinzip.

Männer sind dem Risiko einer väterlichen Fehlinvestition in die Gene eines anderen Mannes ausgesetzt. Deswegen sind Männer evolutionär mit Anlagen ausgestattet, die diese Fehlinvestitionen vermeiden helfen oder ihre Folgen abmildern.³⁵ Die männliche Eifersucht ist ein Mittel, weibliche Seitensprünge zu verhindern. Wenn ein Mann einen Seitensprung der Partnerin vermutet oder fürchtet, produziert er überproportional viele Spermien, um mögliche Rivalenspermien im Genitaltrakt der Partnerin zu übertrumpfen. Überhaupt scheint die Art und Weise der menschlichen Kopulation (Form des menschlichen Penis, repetitive Kopulationsbewegungen, unverzüglicher postorgasmischer Erektionsverlust) zum Zweck der Beseitigung möglicher Rivalenspermien vor der Abgabe der Maximalmenge der eigenen Spermien zu sein.³⁶ Wenn es schließlich um väterliche Investitionen geht, also darum, ob sich der Vater des Kindes gerne annimmt, dann sucht der Mann unbewusst nach Hinweisen, die auf genetische Verwandtschaft mit dem Kind schließen lassen. Ein guter Hinweis ist Ähnlichkeit zwischen

Vater und Kind im Aussehen und Wesen. Deswegen wird überall auf der Welt die Ankunft eines neugeborenen Kindes mit der Bemerkung „Ganz der Vater!“ kommentiert,³⁷ und zwar vorzugsweise von der Mutter und ihren Verwandten, um den Vater zur Investitionsbereitschaft zu bewegen. Je mehr das Kind dem Vater ähnelt, desto sicherer kann sich der Mann seiner biologischen Vaterschaft sein, und desto bereitwilliger investiert er in das Kind.³⁸ Es liegt nahe, dass die äußerliche Ähnlichkeit zum Nachkommen sich sowohl in lebenszeitlichen wie auch in testamentarischen Zuwendungen realisiert, was von den anderen Nachkommen als ungerecht empfunden wird.

Eine systematische elterliche Bevorzugung des einen oder des anderen Kindsgeschlechts ergibt sich aus dem sog. Trivers-Willard-Prinzip.³⁹ Stellen Sie sich vor, Sie lebten in einer vormodernen Kultur mit natürlicher Fruchtbarkeit und wollten möglichst viele Enkelkinder am Ende Ihres Lebens haben. Sie seien sehr begütert, also etwa ein Fürst oder eine Fürstin. Wären Söhne oder Töchter besser, um viele Enkel zu bekommen? Welches Geschlecht wäre besser, wenn Sie Bettler wären? Falls es sich Ihnen nicht intuitiv sogleich erschließt, hier ist die Lösung, die die Evolution schon seit langem entdeckt hat und nicht nur dann anwendet, wenn Menschen es rational nachvollziehen. Männer haben ein größeres Reproduktionspotenzial als Frauen. Eine Frau kann in einer vormodernen Gesellschaft, ohne zivilisatorische Hilfsmittel wie Babynahrung, Kinderwagen und Milchdiebstahl von anderen Säugetieren, nur eine einstellige Zahl von Nachkommen in ihrem Leben gebären und großziehen. Ein Mann kann aber Dutzende oder gar Hunderte von Nachkommen zeugen, vorausgesetzt er hat hinreichend Ressourcen, um sich Harems, Mätressen, sukzessive Ehen oder andere Vielweibereien erlauben zu können. Als Fürstenehepaar setzen Sie also lieber auf männliche Nachkommen statt auf weibliche. Als Bettlerehepaar hingegen sind ihnen männliche Nachkommen wenig dienlich, weil diese wegen mangelnder Ressourcen eher ehelos bleiben müssen, denn die jungen Frauen sind schon von den Prinzen weggeschnappt. Die Töchter des Bettlers hingegen sind im jungen Erwachsenenalter genau so schön wie die Fürstentöchter und bezirzen die Männerwelt nicht mit ihrem Reichtum, sondern mit ihrer Attraktivität.

34 *Daly/Wilson*, The truth about Cinderella. A Darwinian view of parental love, 1999.

35 *Euler*, Genspur aus der Steinzeit. Psychologie der Vaterschaftsungleichheit, in: Haas/Waldenmaier (Hrsg.), Der Kuckucksfaktor. Raffinierte Frauen? Verheimlichte Kinder? Zweifelnde Väter?, 2004, S. 34-82 und S. 323-330.

36 *Baker/Bellis*, Human sperm competition. Copulation, masturbation and infidelity, 1995; *Gallup/Burch/Mitchell*, Semen displacement as a sperm competition strategy: Multiple mating, self-semen displacement, and timing of in-pair copulations. *Human Nature* 2006, 17, 253-264.

37 *Daly/Wilson*, Whom are newborn babies said to resemble? *Ethology and Sociobiology* 1982, 3, 69-78.

38 *Anderson/Kaplan/Lancaster*, Demographic correlates of paternity confidence and pregnancy outcomes among Albuquerque men. *American Journal of Physical Anthropology* 2006, 131, 560-571; *Burch/Gallup*, Perceptions of paternal resemblance predict family violence. *Evolution and Human Behavior* 2000, 21, 429-435; *Euler/Weitzel*, Discriminative grandparental solicitude as reproductive strategy. *Human Nature* 1996, 7, 39-59.

39 *Trivers/Willard*, Natural selection of parental ability to vary the sex ratio of offspring. *Science* 1973, 179, 90-91.

Das Trivers-Willard-Prinzip kann sich sowohl im Geschlechterproporz bei Geburt als auch in der Investitionsverteilung auf die Geschlechter nach der Geburt zeigen. Die empirischen Befunde sind allerdings nicht einheitlich, weder in Untersuchungen an Tieren noch an Menschen. Der Effekt zeigt sich manchmal, aber nicht durchgängig.⁴⁰ Anscheinend ist es ein schwacher Effekt.⁴¹ Er ist aber immerhin stark genug, um sich in Deutschland im Geschlechterproporz bei Geburt zu manifestieren. Nach Daten des Mikrozensus von 1989 kamen bei Eltern mit unterdurchschnittlichem Einkommen (weniger als 4.000 DM) je nach Anzahl der Geschwister 104 bis 105 Jungengeburten auf 100 Mädchengeburten, bei Eltern mit überdurchschnittlichem Einkommen (mehr als 4.000 DM) aber 110 bis 119 Jungengeburten auf 100 Mädchengeburten!⁴²

Nicht nur Eltern bevorzugen systematisch bestimmte Kinder vor anderen zum Zweck der langfristigen Reproduktionsoptimierung, auch Großeltern zeigen eindeutig Investitionspräferenzen für bestimmte Enkel. Großeltern kümmern sich im Mittel mehr um die Kinder von Töchtern als um die Kinder von Söhnen, und Großmütter kümmern sich mehr als Großväter. Am meisten kümmert sich die Großmutter mütterlicherseits, gefolgt vom Großvater mütterlicherseits, der Großmutter väterlicherseits, mit dem Großvater väterlicherseits als Schlusslicht. Die Gründe für diese großelterlichen Bevorzugen sind einerseits die Vaterschaftsungleichheit, die bei der Großmutter mütterlicherseits überhaupt nicht, beim Großvater väterlicherseits aber doppelt zutrifft. Andererseits werden Töchter bevorzugt, weil für Töchter elterliche Fürsorge biologisch obligatorischer ist als für Söhne und Töchter deswegen mehr Unterstützung benötigen. Die ursprünglichen empirischen Belege hierzu⁴³ konnten in vielen weiteren Untersuchungen bestätigt werden⁴⁴ und betreffen vielfältige Investitionsarten, wie Kontakthäufigkeiten, gemeinsam verbrachte Zeit, Anstandsschenkungen, Adoptionsbereitschaft, Trauer bei Tod eines Enkels und emotionale Nähe.

Über testamentarische Bevorzugen von Großeltern liegen anscheinend keine Untersuchungen vor. Daten aus einer unveröffentlichten Untersuchung zusammen mit dem US-amerikanischen Kollegen *Richard Michalski* geben aber Hinweise über Zuwendungen zu Lebzeit. Insgesamt 230 Kasseler Studierende wurden schriftlich befragt, wie häufig jedes der vier Großeltern bestimmte Zuwendungen gemacht hatte (0 = niemals, 9 = sehr viel/sehr oft). Eine Liste von 55 Zuwendungsmöglichkeiten deckte verschiedene Investitionsarten ab, wie zeitliche (z.B. „verbrachte Zeit mit mir“), emotionale (z.B. „tröstete mich, wenn ich verletzt oder traurig war“), materielle (z.B. „gab mir Geburtstagsgeschenke“) oder finanzielle (z.B. „bezahlte größere Anschaffung, wie Dreirad, Fahrrad, Computer“). Bei 49 der 55 Zuwendungsarten gaben die Großeltern mütterlicherseits mehr als die Großeltern väterlicherseits, und die Großmütter mehr als die Großväter. Bei nur vier Zuwendungsarten gab es keinen statistisch signi-

fikanten Unterschied zwischen den Großeltern, und bei nur zwei Arten lagen die Großväter vorne, bezeichnenderweise die Großväter mütterlicherseits („brachte mir Fähigkeiten bei“, „machte Reparaturen für mich“).

Acht der 55 Zuwendungsarten waren geldlicher Art, bis hin zu testamentarisch belangvollen Gaben („kaufte mir Kleidungsstücke“, „kaufte mir Geschenke“, „gab mir Geld“, „gab mir Geburtstagsgeschenke“, „kaufte mir Finanzanlagen, z.B. Aktien, Spareinlagen, Rentenpapiere etc.“, „gab mir Geld außerhalb des Taschengeldes, z.B. bezahlte Nachhilfe/Musikunterricht, unterstützte mich bei Anschaffungen“, „ging mit mir ins Restaurant“, „bezahlte größere Anschaffung, wie Dreirad, Fahrrad, Computer“). Bei sieben dieser Zuwendungsarten wurde ebenfalls mehr von den Großeltern mütterlicherseits als von denen väterlicherseits gegeben, und mehr von den Großmüttern als den Großvätern. Nur bei den Finanzanlagen zeigte sich kein Unterschied zwischen den verschiedenen Großeltern. Dabei darf angenommen werden, dass Großväter eher über größere finanzielle Mittel verfügen können als Großmütter, die ohnehin mehr emotionale und zeitliche Zuwendung aufbringen.

Schlussbetrachtung:

Aufgrund unseres evolutionären Erbes, das nach wie vor unser Verhalten beeinflussen kann, ergeben sich verschiedene, systemimmanent angelegte familiäre Konfliktmöglichkeiten, die sich in Erbstreitigkeiten widerspiegeln können: Der Konflikt zwischen Ansprüchen aufgrund von Verwandtschaft und Ansprüchen aufgrund von bisherigen psychologischen Zuwendungen zum Erblasser, der Geschwisterkonflikt, der Geschlechterkonflikt und die bevorzugende großelterliche Fürsorge. Eine Kenntnis dieser ubiquitären Konfliktstellen kann in der anwaltlichen Beratung hilfreich sein, selbst wenn die Hilfe nur darin besteht aufzuklären, dass der anstehende Erbstreit kein individueller Einzelfall ist, sondern aufgrund von überindividuellen natürlichen Anlagen genährt wird. Die Externalisierung einer Konfliktursache kann gruppeninterne Konflikte abschwächen und so zu einer einvernehmlichen Konfliktlösung beitragen.

40 *Keller/Nesse/Hofferth*, The Trivers-Willard Hypothesis of parental investment: No effect in the contemporary United States. *Evolution and Human Behavior* 2001, 22, 343-360.

41 *Euler*, Grandparents and extended kin, in: *Salmon/Shackelford* (Eds.), *The Oxford handbook of evolutionary family psychology*, 2011, pp. 181-207.

42 *Müller*, Determinanten der sekundären Sexualproportion und Verteilung der Geschlechter in den Familien, 1992, unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Dortmund, Fachbereich Statistik.

43 *Euler/Weitzel* (Fn. 38).

44 *Euler* (Fn. 41).